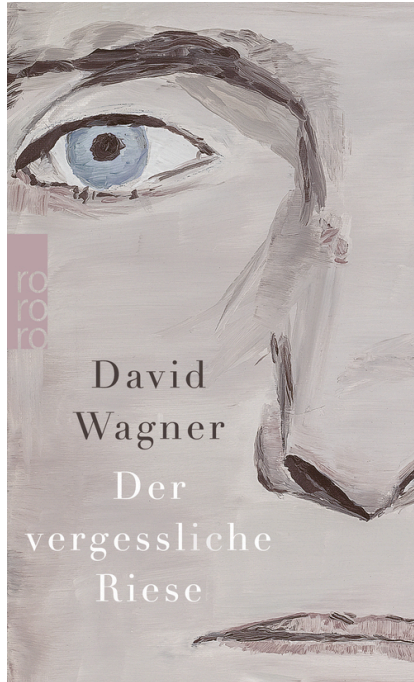


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-26862-5

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

David Wagner, 1971 in Andernach am Rhein geboren, bekam für seinen Bestseller «Leben» 2013 den Preis der Leipziger Buchmesse verliehen. «Der vergessliche Riese» brachte ihm 2019 den Bayerischen Buchpreis und eine Platzierung auf der Shortlist für den Wilhelm Raabe-Literaturpreis ein. David Wagner, der auch etliche andere Bücher veröffentlichte, darunter die Romane «Meine nachtblaue Hose» und «Vier Äpfel», lebt in Berlin.

«David Wagner schreibt in seinem Vaterbuch virtuos und tapfer gegen das große Vergessen an. (...) Er) kreierte in seiner Prosa einen ganz eigenen Ton, die mit zum Besten gehört, was es hierzulande derzeit zu lesen gibt.» *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

«Zu Tränen rührend, aber auch voller Humor und Lebensfreude.» *Welt am Sonntag*

««Der vergessliche Riese» ist ein unerschrockenes und virtuos gemachtes Buch. Sie sollten nicht vergessen, es zu lesen!» *3Sat «Buchzeit»*

«Aus David Wagners Autofiktion spricht große Zärtlichkeit, sensible Komik und tiefe Weisheit.» *Aus der Jurybegründung des Bayerischen Buchpreises*

««Der vergessliche Riese» ist ein unvergesslicher Held. (...) Das ebenso schlichte wie berührende Buch sagt mehr über das Leben aus als alle Statistiken und Zahlen. Es erinnert an das Kostbarste: das Glück des Augenblicks.» *Buchkultur*

«Beeindruckend an diesem Buch ist, dass es eine sehr berührende Geschichte ist, die aber nicht rührselig überkommt.» *Christine Westermann, WDR*

David Wagner

Der vergessliche Riese

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Arbeit des Autors am vorliegenden Buch wurde durch den Deutschen Literaturfonds e.V. gefördert.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg, März 2021
Copyright © 2019 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg
Covergestaltung any.way, Hamburg,
nach einem Entwurf von Anzinger und Rasp, München
Coverabbildung Der diagnostische Blick IV.
Gemälde von Luc Tuymans, 1992. Privatbesitz,
Dauerleihgabe an das De Pont Museum, Tilburg
Satz aus der Adobe Jenson
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978-3-499-26862-5

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.
www.klimaneutralerverlag.de



Inhalt

1

1

«Was machst du denn hier, Freund?»

Mein Vater steht neben dem Obststand am Hamburger Hauptbahnhof, hinter ihm ist das Schauspielhaus zu sehen. Er hat den Mantel über dem Unterarm, Koffer und Tasche zu seinen Füßen. Sein Haar ist weiß, fast lang, und seine Haut im Gesicht ein bisschen rosig. Er lächelt.

«Wir sind verabredet», sage ich.

«Ach ja? Und woher kommst du?»

«Aus Berlin.»

«Mit der Bahn?»

«Ja, gerade eben.»

«Und was machen wir?»

«Wir fahren nach Bonn, Papa.»

«Mit dem Auto?»

«Nein, mit dem Zug.»

«Brauche ich eine Fahrkarte?»

«Du hast schon eine. Sie steckt in deinem Portemonnaie. Jedenfalls hat Miriam mir das am Telefon gesagt.»

Wie immer, wenn ich ihn sehe, wundere ich mich, dass er noch da ist, dass er doch noch da ist, dass es ihn noch immer gibt. Über Jahre, über zwei Jahrzehnte, haben wir uns kaum gesehen. Er hat sich nie sonderlich für mich und meine Familie interessiert - umgekehrt aber genauso, er war verheiratet, immer beschäftigt.

Wir kaufen Äpfel und Mandarinen für die Fahrt und schlendern in die Buchhandlung im überfüllten Bahnhofsgebäude. Er möchte die Sonntagszeitung und den neuen *Spiegel* lesen, obwohl der zu Hause auf ihn wartet, er hat ihn noch immer abonniert.

«Früher hast du ihn montagsmorgens am Bahnhof in Andernach gekauft, abends habe ich ihn dir dann aus der

Aktentasche geklaut», sage ich, weil ich möchte, dass er sich erinnert.

Unser Zug, ein Intercity, die Waggonen sind unter der neuen Lackierung leicht verbeult, steht schon im Gleis. Meine Schwester Miriam ist sparsam und bucht immer die günstigste Verbindung, reserviert hat sie nicht. Wir finden zwei freie Plätze im Großraumabteil; mein Vater braucht Platz für seine Beine und setzt sich an den Gang, ich sitze lieber am Fenster.

«Wohin fahren wir?», fragt er.

Der Zug hat sich noch nicht bewegt.

«Nach Bonn, Papa.»

«Und wo sind wir gewesen?»

«Du warst in Hamburg. Bei Vivienne.»

Er schaut mich fragend an.

«Bei Claires Tochter. Die letzten beiden Wochen. Sie hat dich nach der Beerdigung mitgenommen.»

«Ach ja, sie wohnt in Hamburg.»

«Ihr Mann, dein Stiefschwiegersohn, hat dich vorhin zum Bahnhof gefahren.»

«Der Dings, wie heißt er?»

«Dirk.»

«Stimmt. Er hat mich in seinem Range Rover gebracht. Der Hund war dabei, der verliert überall seine Haare.»

«Weißt du, wie das heißt, wo du eben ausgestiegen bist?»

«Wie?»

«Kiss-&-Ride-Zone.»

«Hätte ich ihn zum Abschied küssen sollen?»

«Unbedingt.»

Er lacht. «Wohin fahren wir jetzt?»

«Nach Bonn.»

«Und ich war in Hamburg.»

«Ja, seit der Beerdigung.»

«Seit welcher Beerdigung eigentlich, Freund?»

Ich nehme seine Hand, die mir nun gar nicht mehr so groß vorkommt wie früher. Sie war mal riesig, jetzt fühlt sie sich an wie eine Kinderhand. Ich drücke sie, halte sie fest.

«Claire ist doch gestorben, Papa. Deine zweite Frau. Viviennes und Jonathans Mutter.»

«Die arme Claire. Und das war vor drei Wochen?»

«Ja.»

«Nun ist mir schon die zweite Frau weggestorben. Ich muss ja schwer auszuhalten sein.»

«Nein, eigentlich bist du ganz gut auszuhalten. Alle sind immer gern mit dir zusammen.»

Der Intercity schiebt sich aus dem Bahnhof, die Wagons quietschen und ächzen, als hätten sie keine Lust auf die Reise. Hamburg zieht vorbei, wir überqueren die Norder- und die Süderelbe. Mein Vater schlägt die Sonntagszeitung auf und pflückt sie auseinander, er liest, aber ich weiß nicht, ob er wirklich liest oder sich nur ein Wort nach dem anderen ansieht und sich an dasjenige, das er gerade vor Augen hat, beim nächsten schon nicht mehr erinnert.

Nicht weit hinter Wilhelmsburg schäle ich die erste Mandarine und beiße in das Brot, das ich aus Berlin mitgebracht habe.

«Möchtest du probieren?»

«Was ist da drauf?»

«Käse.»

«Nein danke.»

«Eine Mandarine?»

Er nimmt sich eine aus der braunen Papiertüte und lässt sie von einer Hand in die andere wandern. «Ich vergesse leider alles», sagt er und zieht die Nase hoch.

«Nicht alles. Ein paar Dinge weißt du schon noch. Du weißt, wo du wohnst und wie deine Kinder heißen.»

«Miriam und Hanna. Und du.»

«Siehst du.»

«Trotzdem, ich verblöde langsam. Tante Gretl hat gesagt, die Dublany sind sehr intelligent, im Alter aber werden sie alle blöd.»

«Hat sie das wirklich gesagt? Es gibt in deiner Familie doch einige, die sind nicht verblödet. Und so alt bist du noch gar nicht, Papa. Du bist erst einundsiebzig!»

«Die Dublany sind sehr intelligent, im Alter aber werden sie alle blöd.»

«Hast du kein Taschentuch, Papa?»

«Doch», sagt er, nimmt ein Stofftaschentuch aus der Hosentasche und schnäuzt hinein.

Seine Stofftaschentücher. Hatte er immer. Früher hingen sie auf der Wäschespinne im Garten, in mehreren Reihen, weiß und hellblau, manche mit Monogramm. Fünf Minuten später, wir rollen durch die Nordheide, muss ich ihn wieder an sein Taschentuch erinnern.

«Hoffentlich ist es nicht so kalt im Haus», sagt er. «Das Haus kühlt aus, weißt du.»

«Du kannst doch ein Feuer im Kamin anmachen.»

«Habe ich die Heizung abgestellt, als wir abgefahren sind?»

«Hast du bestimmt.»

«Wie lange war ich weg, Freund?»

«Über zwei Wochen.»

«Und wo war ich noch mal?»

«Bei Vivienne, deiner Stieftochter, in Ottensen.»

«Ach ja. Stimmt.» Er schaut in die Zeitung und dann wieder in meine Richtung. «Und wohin fahren wir jetzt? Nach Berlin?»

«Nein, Papa. Nach Bonn.»

«Zeig mal deine Uhr», sagt er und greift nach meinem Arm. «Das ist doch meine!»

«Die hast du mir geschenkt.»

«Tatsächlich?»

«Vor über zehn Jahren.»

«Richtig, ich konnte sie nicht mehr lesen. Jetzt fällt es mir wieder ein. Ich vergesse leider alles.»

«Nicht alles. Noch weißt du, wo du wohnst und wie du heißt. Und wie deine Kinder heißen. Und deine Enkelkinder.»

«Wie heißt deine Tochter noch mal?»

«Sie heißt Martha.»

«Und wie alt sie jetzt?»

«Vierzehn, Papa.»

«So groß? Hat sie schon einen Freund?»

Ich antworte nicht, sondern schaue aus dem Fenster. Die Norddeutsche Tiefebene ist aufregender, als ich dachte: Felder, Wiesen, Baumärkte, verfallene Bahnanlagen, Parkplätze, Kühe und Tankstellen wechseln sich ab. Mir fallen die Augen zu.

«Hier habe ich auch mal unterrichtet», sagt mein Vater, als wir in Bremen halten.

Da ich nicht wusste, dass ein Zug, der von Hamburg nach Bonn fährt, auch in Bremen hält, greife ich nach dem Zugbegleiter, dem Faltblatt der Deutschen Bahn, das in der Netztasche des Vordersitzes steckt. Als ich feststelle, dass es in einen anderen Zug gehört, befrage ich mein Telefon.

«Bevor wir nach Dortmund kommen, halten wir noch in Osnabrück und Münster», sage ich. «Eine kleine Tour de Deutschland, Papa.»

«Münster und Osnabrück klingen nach Dreißigjährigem Krieg», sagt er und zieht wieder die Nase hoch. «Und nach Westfälischem Frieden. Was für ein Telefon hast du da?»

«Ein iPhone, Papa.»

«Und was machst du gerade?»

«Ich schaue nach, wo wir sind und wie wir fahren. Und wie es im Fußball steht.»

«Dein Telefon weiß das?»

«Mein Telefon weiß alles.»

«Weiß es auch, wo du bist, was du gestern gemacht hast und was morgen passieren wird?»

«Es weiß immer, wo ich bin. Deshalb weiß auch ich immer, wo ich bin, ich muss es nur befragen. Und fotografieren kann es auch, sieh mal!» Ich mache ein Bild von ihm und zeige ihm dann neuere Fotos von Martha und andere, die ich in den letzten Wochen in Berlin und sonst wo aufgenommen habe.

«Ich glaube, ich kaufe mir auch so ein Telefon.»

«Papa, du hast eins. Und ein iPad hast du auch.»

«Ach ja? Wirklich? Wo?»

«Es liegt wahrscheinlich zu Hause. Du steckst es bloß nie ein.»

Es ist schon dunkel, als wir in Bonn ankommen. Wir steigen aus, gehen die Treppe hinunter, auf der anderen Seite wieder hinauf und setzen uns in eines der beiden Taxis, die vor dem Bahnhof warten. Es regnet, der Scheibenwischer macht sein Scheibenwischergeräusch. Als wir die Poppelsdorfer Allee hinunterfahren, sehe ich, wie viele Fenster erleuchtet sind an einem Sonntagabend im November. Gern würde ich etwas sagen über das goldgelbe, bernsteinfarbene Licht, das aus den Häusern auf die Straße fließt, aber mir fällt nichts ein. Mein Vater, bisher war er still, wundert sich über die Route, die der Taxifahrer eingeschlagen hat, und verdächtigt ihn, Umwege zu fahren. Erst als wir auf der Autobahn sind, kennt er sich wieder aus.

Schon im Windfang des Hauses merke ich, wie warm es ist. Nicht bloß warm, es ist heiß. Und das Haus riecht frisch geputzt.

«Erfrieren werden wir nicht», sage ich.

«War die Heizung etwa die ganze Zeit an? Habe ich die nicht ausgemacht?»

«Weiß ich nicht, Papa. Ich war nicht da, als du abgefahren bist.»

Er stellt seinen Koffer an der Garderobe ab, hängt den Mantel über einen Bügel, geht zu der Standuhr hinter der zweiten Glastür und zieht sie auf. Danach zieht er den Regulator neben dem Klavier und die Comtoise im Wohnzimmer auf. Das große Ticken hebt an, das Haus erwacht, bald schlägt die erste Uhr die Viertelstunde. Ich wasche mir die Hände und gehe in den Keller hinunter, schaue in die Schubfächer des Tiefkühlschranks, öffne eine Lade nach der anderen und finde eine Reihe Gefrierbehälter – Miriam hat vorgekocht und portionsweise eingefroren, als sie das letzte Mal hier war. Ich wähle einen, dessen Etikett sie mit «Curry (Tofu & Huhn)» beschriftet hat, und nehme ihn mit nach oben. Mein Vater kniet, der Fernseher läuft, vor dem Kamin und schichtet Holzscheite über dünne Äste und zusammengeknülltes Zeitungspapier, extralange Zündholzer liegen bereit.

«Ist dir kalt?», frage ich, ohne eine Antwort zu erwarten, und gehe in die Küche.

Ich setze Reis auf und halte die Tupperdose mit dem tiefgefrorenen Curry unter laufendes heißes Wasser, öffne sie und stelle sie in den Mikrowellenherd, denke dann aber daran, dass Mikrowellen ja nicht so gut sein sollen. Was bewirken sie noch mal? Ich nehme den Gefrierbehälter wieder heraus und befördere den noch immer gefrorenen, nun aber lose im Gefäß sitzenden Curry-Klotz in einen Topf, gebe ein wenig Wasser hinzu und stelle ihn auf den Induktionsherd. Mein Vater, er hat mitbekommen, dass ich koche, legt Sets aus hellem Stoff auf den Glastisch, nimmt frisch gebügelte Servietten aus der

obersten Schublade der Anrichte, stellt Teller und Weingläser auf den Tisch und entkorkt eine Flasche Rotwein.

«Reis kochen kannst du nicht», sagt er, als wir essen.

Ich widerspreche ihm nicht. Der Reis ist zwar nicht angebrannt, aber matschig.

«Sonst schmeckt es sehr gut, Freund. Hast du das gekocht?»

«Nein, nur aufgewärmt. Miriam hat vorgekocht und eingefroren, damit du hier etwas zu essen hast.»

«Sie ist so ein liebes Mädchen.»

«Papa, sie ist kein Mädchen. Sie ist achtundvierzig Jahre alt und zweifache Mutter.»

«Ach so, stimmt. Sie ist ja schon groß. Sie ist die Älteste, sie kümmert sich um mich.»

Als wir aufgegessen haben, trägt er die Teller in die Küche, räumt sie in den Geschirrspüler und sortiert das Besteck in die Lade: Messer rechts, Gabeln links, der Platz für die Löffel ist dahinter.

«Scheißding, geh doch an!», höre ich ihn kurz darauf im Wohnzimmer fluchen.

Ich sitze noch im Esszimmer und spiele mit den Kreisel, die zwischen den beiden dicken roten, eckigen Kerzen auf dem Glastisch gelegen haben. «So eine Scheiße!» Ich stehe auf und sehe ihn mit zwei Fernbedienungen auf den Bildschirm zielen, wie ein Revolverheld aus einem Sergio-Leone-Western, eine Waffe in jeder Hand. «Vorhin, vor dem Essen, ging er doch noch», sage ich.

Er drückt weiter auf den Fernbedienungen herum, schießt die Trommeln leer.

Es gibt, ich zähle sie jetzt, insgesamt vier Fernbedienungen: eine für den Fernseher, eine für den Satellitenreceiver, eine für den DVD-Spieler und eine für die Stereoanlage, über die der Ton des Fernsehers läuft. Ton ist zu hören, ein Bild jedoch ist nicht zu sehen. Er flucht weiter und drückt Tasten und Knöpfe, schließlich,

o Wunder, erscheint ein gestochen scharfes Bild auf dem Schirm, der, das fällt mir jetzt erst auf, flach wie ein Gemälde an der Wand hängt und fast so groß wie eine kleine Kinoleinwand ist.

«Habt ihr den neu?», frage ich. «Wann habt ihr ihn gekauft?» An den Singular, daran, dass mein Vater nun allein ist, muss ich mich noch gewöhnen.

«Den Fernseher? Neu? Kann sein.»

Er geht zum Kamin, klappt das Schutzglas zur Seite, stochert ein wenig in der Glut, legt ein Scheit nach und starrt in die aufflackernde Flamme. Mittlerweile ist es so heiß, dass ich nach dem Pullover auch das Hemd ausgezogen habe.

Ich verschlafe den Wecker, vielleicht habe ich ihn aber auch gar nicht gestellt. Mein Vater kommt angezogen ins Zimmer, sagt, es sei schon halb neun, es gebe keine Brötchen mehr im Tiefkühler, er wolle nun welche kaufen fahren.

«Nein, warte!», sage ich und springe aus dem Bett. Ich schlüpfe in die Sachen, die ich gestern über den Stuhl geworfen habe, und folge ihm nach unten, weil ich befürchte, er könnte sich allein ins Auto setzen und einfach losfahren. Was er nicht mehr darf.

Vor dem Haus stellen wir fest, dass die Scheiben des Golfs völlig vereist sind.

«Nehmen wir halt den Mercedes», sagt mein Vater.

Wir gehen zurück ins Haus und durch den Gang mit den beiden Feuerschutztüren in die Garage. Stünden hier nicht so viele Räder und Mülltonnen herum, hätten beide Autos Platz.

«Wohin fahren wir?», fragt er, als das Tor sich hinter uns hebt.

«Brötchen kaufen», sage ich und setze zurück. Der Wagen, ein SUV, rollt wie von selbst hinaus, ich muss

mich nicht einmal umdrehen, der Monitor in der Mittelkonsole zeigt die leere Einfahrt. «Habt ihr dieses Monster wegen der Rückfahrkamera gekauft?» Claire, erinnere ich mich, konnte den Kopf schlecht drehen, ihr tat das immer weh.

«Wegen der Kamera? Ich weiß nicht mehr, warum wir ihn gekauft haben. Toller Wagen eigentlich. Trotzdem ein Fehlkauf.»

Er lotst mich auf den frisch gepflasterten Parkplatz eines Supermarktes, dessen kümmerliche Begrünung in den schmalen, mit Betonelementen eingefassten Beeten den Winter nicht gut überstanden hat. Der Flachbau schimmert in der Morgensonne.

«Sieht ja alles sehr neu aus», sage ich,

«Der Edeka? Ja, der ist neu. Oder fast neu. Hat vor einigen Monaten eröffnet.»

Es ist noch nicht viel los. Ich parke in der Nähe des Eingangs und beginne, mich darüber zu ärgern, dass wir in einem SUV Brötchen kaufen fahren.

«Wie viel mehr Energie verbraucht das Auto auf dieser Strecke verglichen mit der, die wir uns durch Schrip-pen wieder zuführen können? Das steht in keinem Verhältnis. So geht es doch nicht weiter.»

«Es wird sowieso nicht mehr lange so weitergehen, keine Sorge», sagt er, da stehen wir schon am Backstand. Eine der Verkäuferinnen, eine ältere Dunkelblonde, sie scheint ihn zu kennen, lächelt ihn an. Er lächelt zurück und sagt: «Zwanzig Brötchen, bitte!»

«Zwanzig? Wir sind nur zu zweit, Papa!»

«Was wir heute nicht essen, frieren wir ein.»

Zurück im Haus, unsere Ausfahrt hat nicht länger als eine Viertelstunde gedauert, staune ich, mit welcher Sorgfalt er das Frühstück zubereitet. Er wärmt Milch und schäumt sie auf, stellt ein Stövchen auf den Tisch und zündet ein Teelicht an, bedient den Vollautomaten,

füllt den Kaffee in eine Porzellankanne um und verteilt die Tischsets mit Filzunterseite auf dem Glastisch – sie zeigen englische Landsitze und Londoner Gebäude nach Abbildungen aus dem neunzehnten Jahrhundert. An meinen Platz legt er den alten Glaspalast, «Crystal Palace» steht unter der Reproduktion. Die Wanduhr, die Comtoise, die in den letzten Jahren nicht gehen durfte, weil Claire ihr Ticken nicht ertrug, schlägt hell und klar die volle Stunde.

«So viel Zeit haben wir ja schon lange nicht mehr miteinander verbracht», sage ich.

«Du hast dich auch nie sehen lassen, Freund.»

«Und du bist nicht mehr nach Berlin gekommen.»

«Ich muss dich mal wieder besuchen», sagt er und beginnt, mir etwas aus der Zeitung vorzulesen. Tief unter dem Laacher See soll es leichte Erdbeben gegeben haben. «Es ist anzunehmen», liest er, «dass die Magma-kammer unter der Caldera sich langsam wieder füllt.»

«Wann ist der Vulkan zuletzt ausgebrochen?»

«Vor fast dreizehntausend Jahren.»

«Hier ist er jetzt schon ausgebrochen, der Boden glüht. Du machst Dörrobst aus mir!» Ich stehe auf und öffne die Terrassentür.

«Nein, nein, du kannst jetzt nicht lüften! Wenn du die Tür aufreißt, verlieren wir die Wärme. Das ist der Nachteil einer Nachtspeicherheizung.»

«Wie, wir können nicht lüften? Sollen wir etwa ersticken?»

«Wir könnten ja die Heizung runterdrehen», sagt er, und ich folge ihm zum Reglerkasten im Keller.

Er öffnet ein kleines, in die Wand eingelassenes Schränkchen, das Heizungstabernakel, in dem sich vier Reihen retrofuturistischer Drehregler befinden: ein hoffnungslos veraltetes Wunderwerk der Technik aus der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts. Als wir ge-

rade den Sollwert für das Wohnzimmer senken, höre ich das Festnetztelefon klingeln und gehe wieder hinauf.

Miriam ist am Apparat. Sie ruft aus ihrem Büro in München an und fragt, ob das Treffen am Hamburger Hauptbahnhof geklappt habe, ob wir gut angekommen seien und so weiter.

«Ja, hat alles geklappt», sage ich. «Wir verstehen uns ganz gut eigentlich, und von Claire hat er kaum gesprochen. Einmal hat er sogar gefragt, von welcher Beerdigung die Rede ist.»

Sie bittet mich, doch einige von Claires Sachen wegzuräumen, damit er nicht dauernd an sie denken muss. Ich halte das für eine gute Idee. Noch während wir telefonieren – wir überlegen gemeinsam, wie es weitergehen soll mit ihm –, nehme ich zwei der aufgeschlagen daliegenden englischen Bücher, in denen Claire zuletzt gelesen hat, und klappe sie zu. In einem steckt eine unbeschriebene Ansichtskarte, auf der, die Bildunterschrift verrät es, die Basilika von Vézelay im Burgund abgebildet ist. Miriam sagt, sie werde übermorgen kommen, und erinnert mich an die Termine mit dem Amtsarzt und dem Neurologen.

Nachdem ich aufgelegt habe, trage ich den Stapel der englischen Wohnmagazine *Homes & Gardens* und *Country Living* zur Altpapiertonne, die in der Garage steht. Dort finde ich einen leeren Karton, mit dem ich dann durchs Haus gehe. Ich fülle ihn mit den Dingen, die meinen Vater an Claire erinnern könnten, ihrer Le-sebrille und dem Etui, den Büchern aus dem Wohnzimmer, fast allem, was auf ihrem Nachttisch steht, Kosmetika, Shampoos, Parfüms, Fläschchen, Tiegel, ihrer Zahnbürste. In einen zweiten Karton packe ich die Schuhe, die unter dem Spiegel im Eingangsbereich stehen. Ich raffe ihre Wintermäntel und Übergangsjacken von den Garderobenstangen und bringe alles in den Keller.

Das Telefon klingelt wieder. Jetzt ist Vivienne am Apparat und fragt, ob er geduscht habe. Er denke nicht mehr an so etwas, ich müsse ihn daran erinnern.

«Heute Morgen habe ich nichts gerochen», sage ich, «aber vielleicht ist meine Nase nicht fein genug.»

Sie erzählt, wie anstrengend es mit ihm in Hamburg gewesen sei, weil er sich nichts mehr merken könne. Und dass sie mit ihm eine Wohnung im Augustinum angesehen habe, in einem früheren Kühlhaus an der Elbe, gleich am Heine-Park. Und dass er sich vorstellen könne, dort zu wohnen.

«In Hamburg?», frage ich. «Warum in Hamburg?»

«Irgendwo muss er doch hin. Er wird nicht allein in Meckenheim wohnen bleiben können.»

Wir legen auf. Ich höre, wie er die Spülmaschine ausräumt und dabei singt - «zu seiner Schwester schwang er sich her; die Liebe lockte den Lenz» -, seine Lieblingsverse aus der *Walküre*, er singt sie in Schleife, auf Wiederholung. Und fängt plötzlich, ich bin Richtung Küche gegangen und stehe nun hinter ihm, an zu weinen. Ich lege ihm eine Hand auf die Schulter und beginne, ihn mit der anderen zärtlich zu boxen, wie wir es immer gemacht haben, einige leichte Schläge auf die Brust - «in unsrem Busen barg sie sich tief; nun lacht sie selig dem Licht» -, ein paar in die Seite. Es macht keinen Spaß, er wehrt sich kaum.

«Du spinnst ja», sagt er. «Du bist total verrückt, pass auf, wenn ich dich -»

«Lass uns eine Runde drehen», unterbreche ich ihn.

«Warum? Wohin?»

«Bewegung tut not. Du musst dich ein bisschen bewegen.»

«Ich muss gar nichts», sagt er, «ich bin ein freier Mensch.» Zieht dann aber doch seinen Mantel an.

Zusammen verlassen wir das Haus und wandern durch das Neubaugebiet, das gerade dabei ist, sich in ein Altneubaugebiet zu verwandeln, vorbei an Einfamilienhäusern, Hütten und kleinen Palästen, für die Familien sich hoch verschuldet haben müssen, vorbei an schmiedeeisernen Hausnummern, getrimmten Hecken, Garten-Trampolinen und getöpften Namensschildern. Westdeutschland, wie es wohnt – und ich frage mich nicht zum ersten Mal, wie ein Land so reich und zugleich so hässlich sein kann.

Wo die Bebauung mit neueren, jüngeren Häusern ausfranst, fangen die Obstwiesen an. Bevor wir die Bundesstraße überqueren, kommen wir an einem doppelt umzäunten Bürogebäude vorbei. Ich sehe drei Überwachungskameras an jedem Mast und zähle allein auf dieser Seite sechs Masten, auf dem riesigen Parkplatz noch einige mehr.

«Das Bundeskriminalamt», sagt mein Vater.

«Ja, Papa. Ich weiß.»

«Wir wohnen gut bewacht. Uns kann nichts passieren.»

Wir überqueren die Bundesstraße und gehen auf einem asphaltierten Wirtschaftsweg durch die Apfelkulturen.

«Um die Luft für den Obstbau rein zu halten, durften hier nur Häuser mit Elektroheizungen gebaut werden», erklärt mein Vater. «Das war in den Jahren, als Atomkraftwerke alle Energieprobleme lösen sollten.»

«Aber das war doch sehr ökologisch gedacht. Der Strom kam aus der Steckdose, nicht mehr aus der Braunkohle von Garzweiler.»

«Manchmal redest du richtigen Blödsinn, Freund.»

«Was ich nie verstanden habe: Wieso seid ihr damals überhaupt hierhergezogen? Aus Masochismus?»

«Claire wollte weg aus Andernach, weg vom Kleinstadtklatsch, die ganze Stadt sprach damals ja von ihrer Trennung. Sie wollte unbedingt in ein anderes Haus. Und groß sollte es sein. Und in Godesberg war es entweder zu laut oder zu teuer.»

«Und deshalb seid ihr in die Autobahnidylle gezogen?» Schon länger habe ich den Verdacht, dass er nie hierher wollte, er konnte es Claire nur nie sagen.

Eine Dreiviertelstunde marschieren wir durch in Reih und Glied stehende Armeen von Apfelbäumchen, dann erreichen wir die Apfelhauptstadt Alt-Meckenheim. Es gibt eine Apotheke, einen Juwelier, ein Elektrofachgeschäft, eine Schreibwarenhandlung, einen Ein-Euro-Shop und ein Spielwarengeschäft, in dem auch Fahrräder verkauft werden.

«Schau dich um, Freund: Big Apple und sein Broadway. Aber die Buchhandlung hat leider zugemacht.»

Wir sehen durch ein Schaufenster in einen Laden, in dem nur noch leere, jetzt verstaubte Regale stehen.

«Ein nettes Ehepaar hat das Geschäft geführt, dann ist einer der beiden krank geworden.»

«Eine neue wird wahrscheinlich nicht eröffnen, oder?»

«Eher nicht», sagt er und bleibt vor einem Uhrenfachgeschäft stehen. «Geschlossen. Hier habe ich die Uhr zur Reparatur abgegeben.»

«Welche denn?»

«Die Dings, die ... die ... - ich muss sie halt mal abholen.»

«Wann hast du sie dort abgegeben?»

«Weiß ich nicht mehr. Vor ein paar Wochen? Der Abholzettel hängt in der Küche.»

Wir gehen an zwei älteren Damen vorbei, die sich vor der Metzgerei unterhalten, dann kommt uns eine jüngere Frau entgegen, die einen Zwillingsskinderwagen

schiebt. Als wir zur Seite treten, um sie durchzulassen, schaut mein Vater interessiert in den Wagen.

«Das sind aber süße Kinder!», sagt er.

Die junge Mutter lächelt, bedankt sich und wünscht uns einen schönen Tag.

Wir sehen ihr hinterher.

«Nach seiner großen Karriere im Tausendjährigen Reich und den Jahren im Gefängnis hat mein Vater angefangen, Kinderwagen zu verkaufen. Manchmal auch Zwillingsskinderwagen.»

«Na, Papa, mit so was kannte er sich nach neun Kindern doch sicher aus, oder?»

Weil alle Lokale geschlossen haben, setzen wir uns in die Konditorei und bestellen das Mittagsgeschicht, Spinatlasagne. Er möchte Weißwein trinken und greift nach der Zeitung, die auf dem Nebentisch liegt. Es ist der *Generalanzeiger*, den er am Morgen schon gelesen hat. Als das Essen kommt, legt er ihn wieder weg und sagt:

«Steht auch immer dasselbe drin.»

Am Ecktisch sitzen drei alte Damen und sprechen über Hausverkäufe, Pflegeheime und Betreutes Wohnen.

«Ich möchte», sagt er plötzlich, «nicht allein im Haus wohnen bleiben.»

Hat er, frage ich mich, mitbekommen, was ich vorhin mit Vivienne besprochen habe? Oder hört er, worüber die drei Damen reden? «Wo möchtest du denn wohnen, Papa? Im Augustinum? Hat es dir dort gefallen?»

«Augustinum? Wo ist das?»

«In Hamburg, gleich an der Elbe. Das Wohnheim, das du mit Vivienne besichtigt hast.»

«Das Altenkühlhaus, ach ja.» Er schüttelt den Kopf. «Schöne Wohnung und gleich am Wasser, aber da wohnen doch nur alte Leute.»

«Ja, das ist in Altenheimen so. Daher ihr Name.»

«So, so, Sohn ist heute wieder sehr schlau.»

Wir machen uns auf den Heimweg, gehen weiterhin zu Fuß. Er wird, der Wein hat geholfen, immer lustiger. Als wir im Wendehammer ankommen, sage ich, dass wir über sieben Kilometer gegangen seien.

«Sieben Kilometer? Woher weißt du das?»

«Das Telefon weiß alles. Es zählt jeden Schritt und merkt sich, wie viel und wohin ich mich bewegt habe. Es ist das perfekte Überwachungsinstrument.»

«Sieben Kilometer! Nicht schlecht.»

«Sieben sind fast zu wenig. Zehn sollten es am Tag schon sein. Du darfst einfach nicht mehr mit dem Auto Brötchen holen.»

Um kurz vor halb sechs klingelt es. Vor der Tür steht, er hatte sich angemeldet, ein Herr von der Pflegefirma, die meinen Vater betreuen könnte. Auch diesen Termin hat Miriam vereinbart.

Wir setzen uns an den Glastisch im Esszimmer, und er zählt auf, was möglich wäre – wie oft und für wie lange eine Pflegekraft vorbeischauen könnte. Er ist auch gekommen, um uns auf die Prüfung durch den Amtsarzt vorzubereiten, der gleich eintreffen wird und die Pflegestufe bestimmen soll.

Während wir uns unterhalten, ich habe Gläser und eine Flasche Mineralwasser auf den Tisch gestellt, wird mir klar, dass er für seine Firma ein Interesse an einer möglichst hohen Einstufung hat. «Soll ich ein bisschen Unordnung machen?», frage ich. «Leider war unsere Reinigungskraft gerade da.»

Der Amtsarzt, er kommt um sechs dazu, ist ein freundlicher Herr um die sechzig. Er beginnt ganz unmerklich mit seinem Test. Er will wissen, welchen Tag wir heute haben, welchen Monat, welches Jahr. Als mein Vater nach dem Datum gefragt wird, sieht er auf seine Uhr.

Er kann sagen, an welchem Tag er geboren ist, er kennt mein Geburtsjahr, weiß, wie viel sieben mal sieben und wie viel siebzehn mal drei sind, er schreibt seinen Namen und seine Anschrift fehlerlos auf ein Blatt Papier, das der Arzt aus seiner braunen Ledermappe gezogen hat, aber auf die Frage, in welchem Bundesland wir uns befinden, weiß er keine Antwort. Er kommt nicht darauf, ja, für einen Augenblick sieht es so aus, als ob er gar nicht verstünde, was mit dem Wort Bundesland gemeint ist.

Später, als beide gegangen sind - beim Abschied an der Tür fragte mein Vater den Amtsarzt, wer er eigentlich sei und ob er nicht hereinkommen wolle -, stehe ich wieder vor dem Tiefkühlschrank im Keller. Ich wähle, Miriam hat die Etiketten auf den Gefrierbehältern so ordentlich beschriftet, «Kartoffel-Lachs-Gratin».

«Es fehlt der Salat», sage ich beim Essen.

Mein Vater hat den Tisch auch diesmal sorgfältig gedeckt und eine der dicken roten Kerzen angezündet. «Haben wir keinen gekauft?»

«Nein, Papa, habe ich nicht dran gedacht.»

Statt Salat essen wir Vanilleeis, das ich ebenfalls im Tiefkühlschrank entdeckt habe, dazu warm gemachte Kirschen aus dem Glas.

«Uns geht's gut, Freund.»

«Stimmt», sage ich. «Apfelstrudel am Nachmittag und Eis mit heißen Kirschen am Abend.»

«Apfelstrudel hatten wir heute auch schon?»

«Ja, in der Konditorei. Nach der Spinatlasagne.»

«Tatsächlich? Habe ich zum Glück vergessen.»

Mit den Eisschälchen, wir sind erwachsen, wir dürfen das, wandern wir hinüber ins Wohnzimmer. Mein Vater setzt sich in den Sessel, ein Designermöbelstück, das weniger unbequem ist, als es aussieht, und ich fläze mich auf die breite Couch. Die Fernbedienung in der Hand,

schalte ich hin und her und lande bei *Robin Hood*, es läuft die uralte Verfilmung mit Errol Flynn, die wir beide kennen. Wahrscheinlich haben wir sie auch einmal zusammen mit Miriam gesehen, irgendwann vor gefühlt hundert Jahren, an einem Samstag- oder Sonntagnachmittag – vielleicht hatte sie, das machte sie gern, die Ankündigung in der Programmzeitschrift angekreuzt. Wir amüsieren uns darüber, wie der immer strahlende Errol-Flynn-Robin-Hood und seine Geächteten in ihren Strumpfhosen durch den kalifornischen Studio-Sherwood-Forest hüpfen, und finden, dass es sich im Grunde um einen Tanzfilm handelt, ein Ballett zwischen Bäumen in Technicolor.

«Der Farbfilm», sagt er, «wurde für Errol Flynn's grüne Strumpfhosen erfunden.»

«Ja, alles sieht so knusprig aus. Wie gemalt.»

«Und die Musik», sagt er, «ist das nicht Korngold? Sieht nicht nur aus wie Oper, hört sich auch so an.»

Ich schaue auf mein Telefon und lese, dass die Filmmusik tatsächlich von Erich Wolfgang Korngold komponiert wurde, und noch während ich vorlese, dass er lange nach seiner Wunderkindzeit und dem großen Erfolg mit der *Toten Stadt* als Filmkomponist in Hollywood lebte und für *The Adventures of Robin Hood*, wie der Film im Original heißt, 1938 seinen zweiten Oscar gewann, fällt mir ein, dass ich das alles schon einmal wusste.

Wir sitzen Zeitung lesend am Frühstückstisch, da klingelt es wieder. Ich gehe zur Haustür, öffne und sehe die Nachbarin vor mir stehen, sie und ihr deutlich älterer Mann wohnen schräg gegenüber.

«Mein Lieber! Da bist du endlich wieder!», ruft sie, strahlt mich an und versucht, mich zu umarmen – was nicht funktionieren kann, weil sie einen Teller in der Hand hält, auf dem fast ein Viertel eines Frankfurter

Kranzes steht. «Mein Lieber, da bist du ja», wiederholt sie, als mein Vater neben mir auftaucht.

Sie dürfte in seinem Alter sein, eher etwas jünger, und offenbar hat sie mich mit ihm verwechselt. Später erfahre ich, dass sie im Besitz eines Hausschlüssels ist und vor unserer Ankunft die Heizung angedreht hat. Sie wusste also, dass wir kommen.

«Ja, ich glaube, sie schätzt mich», sagt mein Vater, als sie wieder gegangen ist und wir ihren Kuchen probieren, der das perfekte Krokantkleid hat. «Sie ist», die Haselnüsse knirschen zwischen unseren Zähnen, «eine sehr liebe Frau.»

Und ich höre Onkel Hermann, einen seiner Brüder, sagen: «Valentino, Valentino, pass mir ja auf!»

In der Post, die ich vom Briefkasten an der Haustür mitgebracht habe, finde ich zwei verspätete Beileidschreiben und eine Karte des Wasserversorgers, es wird nach dem Zählerstand gefragt.

«Wo war noch mal die Wasseruhr, Papa? Wo ist der Zähler?»

«Na, im Keller natürlich.»

Wir steigen die Treppe hinab und wandern durch das Souterrain. Alle Wände sind verputzt und weiß gestrichen, die Decken neubauhoch.

«Wolltet ihr hier unten mal wohnen?», frage ich im größten Raum, der mit Teppichboden ausgelegt ist.

Die lange Wand ist vollgestellt mit den Büchern, die oben vor den Fenstern, das Haus besteht fast nur aus Glas, keinen Platz haben. Ich sehe eine Standuhr, eingewickelte Perserteppiche und in der Ecke vor dem fünfflügeligen Kleiderschrank einen Klappsekretär, in dem sich, wie ich von Miriam weiß, Steuerunterlagen stapeln.

Mein Vater schaut sich um, als wäre er noch nie im Keller gewesen. «Alleine möchte ich hier nicht mehr wohnen.»

«Hier unten musst du auch nicht wohnen. Wir wollen nur den Wasserzähler finden.»

«Ach ja. Wo ist das Ding? Ich müsste es eigentlich wissen.»

Wir gehen in den Raum, in dem die Waschmaschine und der Trockner stehen. Der Estrichboden, der sich zu einem Abfluss hin leicht absenkt, ist grau gestrichen, einen Wasserzähler sehe ich nicht.

«Wo ist das Ding nur?» Er ist zurück in den Raum mit der Bücherwand gegangen. «Hier vielleicht?» Er öffnet den Heizungsreglerkasten.

«Nein, Papa. Das ist die Heizung, da haben wir gestern rumgedreht.»

«Stimmt», sagt er, und ich spüre seine Verunsicherung, spüre, wie entsetzt er darüber ist, dass sein Gedächtnis nicht funktioniert, dass er nicht mehr weiß, wo sich der Wasserzähler befindet, den er während der letzten zwanzig Jahre sicherlich an die zwanzigmal abgelesen hat. Er beginnt, ein Ablenkungsversuch, von der Kellerüberschwemmung zu erzählen, Wasser sei von unten eingedrungen und durch die Abflüsse nach oben gedrückt worden, die Lehmschicht unter dem Haus verhindere, dass das Regenwasser versickere, und damit das nicht wieder passiere, habe er eine Pumpe installieren lassen, die das Wasser im Notfall abpumpe. Während er weitererzählt, suchen wir im Vorratskeller, im Durchgang zur Garage und im Flur zwischen den weiß lackierten Feuerschutztüren. Als ich in die Garage schaue, sagt er: «Dort würde das Ding doch einfrieren.»

Wir irren umher. Ein anderer Kellerraum ist ein mit Teppichboden ausgelegtes Gästezimmer, in dem ein Doppelbett und ein weiterer Kleiderschrank stehen – ein karges Hotelzimmer halb unter der Erde, es gibt ein breites Oberlicht. Habe ich hier schon einmal übernachtet? Die Schlafräume im früher geheimen Regierungs-

bunker im Ahrtal, gar nicht weit von hier, die Einfahrt war als Doppelgarage in einem Weinberg getarnt, sehen so ähnlich aus.

«Nein, hier ist der Zähler auch nicht», sagt mein Vater.

Er ist schon unterwegs in einen fünften Kellerraum, weiße Wände und hellgrauer Estrich, voll gestellte Metallregale an den Seitenwänden. In der Mitte stehen Koffer, Rattankörbe, zwei Golftaschen mit Eisen, einige Kartons.

«Wie nennst du diesen Raum, Papa?»

«Keine Ahnung. Rumpelkammer?»

Im Andernacher Haus, in dem ich aufgewachsen bin, hatte jeder Keller einen Namen, dafür war wahrscheinlich meine Mutter verantwortlich. Es gab den Vorratskeller, den Rumpelkeller, die Waschküche, den Spielkeller mit der Eisenbahn und all den anderen Spiel- und Bastelsachen, die nicht in unsere Kinderzimmer passten, den Heizungskeller und den Raum mit dem Öltank. In der Garage, wo das Werkzeug lag, standen die Fahrräder, die Mülltonnen und mein Kettcar.

«Brauchst du eine Kamera?», fragt mein Vater. Er steht nun vor einem der beiden Metallregale.

Auf den Ablagen sehe ich einen Diaprojektor, ein Soda-Siphon, Diakästen und einen kupfernen Fonduetopf, in dem, ich erinnere mich, zu Silvester Feuerzangenbowle gekocht wurde. Ich sehe ein Raclette-Set, ein Schülermikroskop, Super-8-Filmrollen und einen Super-8-Projektor. Ich sehe zwei Spiele, die jahrelang auf den Couchtischen unseres Wohnzimmers herumstanden – das eine ein offener Plexiglaskasten, in dem sieben Metallkugeln an Fäden hängen und hin und her schwingen oder Schaukeln und sich gegenseitig anstoßen, das andere ein etwa buchgroßes Nagelbrett aus beweglichen Metallstiften, mit dem sich sehr vergängliche Abformungen erzeugen

lassen, Hände zum Beispiel, Gesichter, die an Totenmasken erinnern, Brüste. Ich sehe eines der postmodernen Bang & Olufsen-Telefone in Türkis, Gelb und Rot mit einem eckigen Hörer und Tasten, wir hatten mal drei davon, ich sehe die Zeitschaltuhr, mit der mein Vater die am Vorabend befüllte Kaffeemaschine morgens wie von selbst brühen ließ, und zwei kleinere Durchlauferhitzer, auch sie stammen, wie die Telefone, aus dem alten Haus.

«Warum hast du die damals abmontiert?»

«Keine Ahnung. Vielleicht gab es einen Streit mit dem Käufer des Hauses? Ich weiß es nicht mehr.»

«Dachtest du, du würdest die hier wieder einbauen?»

«Ganz bestimmt», sagt er, und wir müssen beide lachen. «Willst du die hier nicht haben?», fragt er noch einmal und hält mir eine ältere englische Kamera hin. Sie muss Ernest, Claires Vater, gehört haben. Zwei Frauen und zwei aufgelöste Schwiegerelternhäuser spülen einiges an.

«Danke, Papa, nein. Wir brauchen nichts, wir haben eine volle Wohnung. Wir haben genug Zeug.»

«Zeug, ja. Viel zu viel Zeug.»

«Mama hätte Geraffel gesagt. Und hätte hier wahrscheinlich mal aufgeräumt.»

«Spielst du Golf? Möchtest du die Schläger haben?»

«Lieber nicht.»

«Eine Kamera, Freund? Eine Nikon?»

«Nein, ich habe doch ein Telefon.»

«Du musst ja ein echtes Zaubertelefon haben. Kann es auch telefonieren, dein Telefon?»

«Kein Scherz, Papa, manchmal nicht.»

«Damit könntest du mir mal eine Postkarte schreiben», sagt er und reicht mir ein Montblanc-Meisterstück-Etui.

Als ich es öffne, sehe ich einen klobigen Kugelschreiber und einen Coupon, mit dem ich ihn in einer Mont-

blanc-Filiale kostenlos gravieren lassen könnte. «War wohl ein Geschenk», sage ich.

«Wahrscheinlich. Frag mich aber nicht, von wem. Möchtest du ihn haben?»

«Ich mag keine Kugelschreiber», sage ich und sehe im selben Augenblick den Mörser, einen schweren, kanonenrohrdicken Mörser aus Messing. Hier also steht er.

Da erzählt mein Vater, ich kenne die Geschichte schon, dass sein erster Schwiegervater, der Vater meiner Mutter, ihn während des Zweiten Weltkrieges aus Russland mitgebracht hat, ein Andenken an seine Eroberungen. Aus einer Apotheke, die brannte. Ob er oder andere aus seiner Einheit sie vorher angezündet hatten? Beute aus einer Kleinstadtapotheke irgendwo in Südrussland, in der dieser Mörser zur Zubereitung von Arzneimitteln diente, bis mein Großvater ihn entweder mit der Feldpost nach Hause schickte oder aber – wie hieß das, Schleppererlass? – selbst nach Hause trug. Durfte nicht jeder deutsche Soldat so viel mitnehmen, wie er tragen konnte?

«Papa, was glaubst du – in wie vielen deutschen Kellern, auf wie vielen deutschen Dachböden liegen noch Andenken an den Russlandfeldzug?»

«In vielen, Freund. In vielen.»

«Aus Frankreich, das hat Opa mir noch selbst erzählt, hatte er eine Bürste mitgebracht. Wollte er ebenfalls aus einem brennenden Haus gerettet haben. Mit der habe ich mich manchmal gebürstet. Wo ist die hingekommen?»

«Ja, dein Großvater war ein erfolgreicher Mann. Hat erst Frankreich, dann Russland erobert. Und ist heil zurückgekehrt.»

«So ganz hat er Russland ja doch nicht erobert. Zum Glück.»

«Er ist bis zum Kaukasus gekommen. Und als der Krieg zu Ende war, ist er aus Ungarn zu Fuß nach Hause gelaufen, von Buda bis nach Bonn.»

«Mit seinem Wehrmachtskompass, ich weiß. Den hat er während der Gefangenschaft in seiner Unterhose versteckt. Jetzt liegt er zu Hause auf meinem Schreibtisch.»

«Den hast du auf deinem Schreibtisch liegen? Ob der dir immer die richtige Richtung weist, die richtige Gesinnung? Ich weiß nicht. Aber dann passt der Mörser doch dazu. Nimm ihn mit. In Berlin ist er ja schon fast wieder in Russland.»

«Ich müsste ihn zurückbringen. Im Rucksack. Zu Fuß. Ihn zurück nach Russland tragen.»

«Viel Spaß, Freund. Übertreib es nicht mit dem Marschieren.»

«Schau mal», sage ich. Neben Schallplatten, einer Fotokiste und einem Karton mit originalverpackten Whisky-Gläsern sehe ich den Briefbeschwerer meiner Mutter, ein birnenförmiges, unten leicht abgeflachtes Ding aus Alabaster. Ich nehme es in die Hand.

«Was ist das denn?», fragt mein Vater.

«Ein Alabaster-Ei. Stand früher auf Mamas Sekretär.»

«Auf ihrem Biedermeiersekretär? Wo ist der eigentlich?»

«In meinem Arbeitszimmer. In Berlin. Seit bald zwanzig Jahren. Meistens zugeklappt.»

«Dann kannst du es ja mitnehmen und zurück an seinen Platz stellen.»

«Ich hatte auch gar nicht vor, es hierzulassen, Papa.»

Vorbei an den Kartons, in denen ich gestern Claires nicht zu Ende gelesene Bücher, Kosmetika und sonstigen Krimskrams entsorgt habe, gehen wir noch einmal in die Waschküche. Wie mir nun auffällt, steht die

Waschmaschine nicht auf dem Estrich, sondern aufgebockt auf einem Stahlregal.

«Wegen des Wassers, das von unten in den Keller laufen kann», erklärt mein Vater.

Und da sehe ich, dass die Maschine, eine Miele, nicht nur erhöht steht, sondern auch von der Wand abgerückt ist. Ich schaue in den breiten Spalt und – «sieh mal, Papa, was hier ist!»

«Ach, da ist der Wasserzähler ja. Stimmt, jetzt fällt es mir wieder ein. Hatte ich vergessen.»

Kaffeeduft weckt mich, zieht bis in das Zimmer, in dem ich schlafe. Über mir, mit dem ausgestreckten Arm kann ich sie berühren, die Dachschräge. Ich schlage die Augen auf und sehe den schmalen englischen Schrank, den Damenschreibtisch und die dazu passende Kommode, Stilmöbel aus Mahagoni. Sie stammen aus dem Haus von Grandma und Grandpa in England, das Claire und mein Vater vor einigen Jahren verkauft und ausgeräumt haben.

Ich frage mich, ob ich mich eigentlich in Hannas oder Viviennes früherem Zimmer befinde – Miriam, Jonathan und ich kennen das Haus ja bloß als Besucher. Nur meine jüngeren Schwestern haben hier mit den beiden Alten zusammengewohnt, Vivienne ein Jahr, Hanna drei – bis die Stiefmuttersituation mit Claire für sie unaushaltbar geworden war. Eines Nachmittags, so hat Hanna es mir schon einige Male erzählt, habe sie einfach ihre Sachen gepackt und einen Zettel geschrieben, auf dem nichts weiter stand als: «Bin weg. Hanna. PS: Der Hund hat schon gefressen.» Um den Hund, einen Westie, um den nur sie sich gekümmert hat, tat es ihr leid. Das Haus hat sie seither nicht mehr betreten.

Als ich nach unten komme, sitzt mein Vater, den Kopf hinter der Zeitung, am Frühstückstisch. Er hat

Milch aufgeschäumt und die Aprikosenmarmelade, gestern stand noch das Glas auf dem Tisch, in ein Kristallschälchen umgefüllt, eine Silbergabel liegt auf dem Schinkenteller. Er wünscht mir einen guten Morgen und schenkt Kaffee ein, erst in meine Tasse, dann in seine, und noch bevor ich nach der Zeitung greifen kann, hat er sie selbst schon wieder in der Hand.

Auf dem Weg in die Stadt, er muss in Bonn zum Neurologen, halte ich bei Edeka, denn die Geschirrspültabs sind alle. Er möchte nicht aussteigen, sondern im Auto sitzen bleiben, ist heute seltsam still. Ich kaufe Bio-Mangold, Trauben, Joghurt und im Vorbeigehen die Geschirrspültabs – wie oft am Tag legen wohl zwei Menschen genau die gleichen Produkte aufs Kassenband, und gehören sie deshalb, Vorbestimmung, zusammen? Ich würde die Kassiererin ja gern fragen, sie schaut mich jedoch mürrisch an.

Mein Vater sagt auch nichts, als wir auf der Autobahn sind. Weder höre ich sein «Fahr nicht so schnell!», noch erzählt er, dass der Golf – er wollte nicht mit dem Mercedes fahren – schon nach den ersten neun-, zehn- oder zwölftausend Kilometern einen Austauschmotor brauchte, seine Angaben schwanken. Wir sitzen im Auto und schweigen uns an.

In Bonn, es muss ein Glückstag sein, finden wir gleich einen Parkplatz. Da wir noch Zeit haben, gehen wir in einen Coffee-Shop und bestellen Kaffee.

«Was ist denn los, Papa?»

Er schaut mich an, als ob er nicht wüsste, wer ich bin, wo wir sind und wohin wir wollen, wirkt aber nicht so, als ob ihn das beunruhigen würde. «Nichts», sagt er und nimmt einen Schluck aus seinem Pappbecher.

Ich vermute, er möchte nicht zum Neurologen, und verstehe sein «Nichts» als einen großen Platzhalter für

alles, was er vergisst und schon vergessen hat. Und für die Frau, die ihm fehlt.

Als wir ausgetrunken und die Becher weggeworfen haben, wir müssen uns noch immer nicht beeilen, brechen wir auf und betreten die Apotheke nebenan. Ich erkundige mich nach Atemmasken.

«Wofür brauchst du die, Freund?», fragt er, nachdem ich drei gekauft habe.

«Ich fliege nach Peking, Papa.»

«Nach Peking? Wann?»

«In vier Tagen. Habe ich dir doch erzählt.»

«Ja? Und wozu die Atemmasken?»

«Die Luft soll dort so verschmutzt sein. Gestern lagen die Smogwerte bei 474.»

«474 was?»

«Mikrogramm pro Kubikmeter Luft? Parts per million? Ich weiß nicht genau, wie die Einheit heißt.»

«Und ist das viel?»

«Ein Wert ab achtzig gilt als gesundheitsgefährdend.»

«Das bisschen Staub wird dich schon nicht umbringen, du bist doch zäh», sagt er und lacht.

Während wir zur Praxis gehen, muss ich daran denken, dass in meinen Schulbüchern London als die Smog-Stadt überhaupt galt – in und für London sei das Wort überhaupt erfunden worden, lernte ich damals, gebildet aus *smoke* und *fog*. Später war Los Angeles für seine schlechte Luft berüchtigt, dann Mexiko-Stadt.

Mein Vater kennt das helle, von Halogenstrahlern erleuchtete Wartezimmer des Neurologen schon. Er setzt sich auf einen der Freischwinger und greift, sein Lesereflex, nach einer Zeitschrift, die auf dem niedrigen Tisch in der Mitte des Raumes liegt. Es ist der *Spiegel*, die Ausgabe, die wir in Hamburg gekauft haben und die auch zu Hause im Wohnzimmer liegt.

«Hör mal, was hier steht», beginnt er und möchte mir etwas vorlesen, da werden wir schon ins Behandlungszimmer gerufen.

Der Arzt, fast weißes Haar, Metallbrille, steht lächelnd hinter seinem Schreibtisch und gibt uns zur Begrüßung die Hand. Wie es meinem Vater gehe, möchte er wissen. Nachdem ich von den letzten Tagen berichtet habe, sagt er, dass der Leistungsabfall des Kurzzeitgedächtnisses sich unter Umständen verlangsamen, aber nicht wirklich aufhalten lasse. In dem Moment bricht mein Vater in Tränen aus, schluchzt, seine Frau sei gestorben - es ist ihm offenbar wieder eingefallen.

Der Arzt versucht sich an Worten des Trosts und verschreibt ein neues Medikament. Wunder sollen wir keine erwarten, der Verlauf der Krankheit sei irreversibel.

«Bleibt es dabei, dass er nicht mehr Auto fahren darf?», frage ich.

Wir sind schon aufgestanden und dabei, uns zu verabschieden.

«Ja, auf jeden Fall.»

[...]